

1. X. 1916

79

Donaufahrt längs der Dobrudscha.

Wir besanden uns auf österreichischem Territorium, als wir bei Zutrakan die im Glanze des Abendsonnenscheinens leuchtenden Bergketten der Dobrudscha erblickten. Ja, lieber Leser, und zwar auf einem gastlichen Stückchen unseres schönen Vaterlandes, an Bord des Dampfers „Radeky“, der uns auf dem völlerrechtlich als international anerkannten Unterlaufe des Donaustromes nach der Mündung des mächtigen Gewässers trug. Stolz flatterte auf dem Mast unsere bunte Handelsflagge, der die rumänischen Posten — die Ehrenbezeugung leisteten — es herrschte damals noch tiefer Friede. Und wie friedlich ging es erst auf dem schmucken Schiffe zu! Die Wiener und die Ofner deutsche Mundart herrschten vor, deren sich auch der Kapitän und seine Leute hauptsächlich bedienten. Die Kost war die heimatliche und der Appetit durch die reine Luft angeregt. Die Ausländer — meist aus den Uferstaaten stammend — hegten noch keinen Groll gegeneinander, und das aus dem Habsburgerreiche stammende Fahrzeug benützte gleichzeitig Truppentransporte aus den jetzt sich mit fanatischem Hass bekämpfenden Armeen. Das dichtbesetzte Verdeck zweiter und dritter Klasse bot dem Ethnographen ein hochinteressantes Bild, das näher zu schildern zu weit führen würde. Einem bulgarischen Postbeamten konnten wir dort unsere rekommandierten Briefe übergeben und uns von einem türkischen Kaffeschiff, für den eine eigene, winzige Küche eingerichtet war, guten Mokka vorsetzen lassen. Die Orientalen — auch Christen — konsumieren wenig geistige Getränke, welchem Umstande es zuzuschreiben ist, daß unter diesen Hunderten zusammengedrängter Personen fast nie ein Streit ausbricht.

Als der Dampfer das echt morgenländisch-malerische, ring- und stufenförmig erbaute Zutrakan verlassen hatte, kehrte auf dem Verdeck der Abendfrieden ein, wohl die gemüthlichste Tageszeit während einer Stromreise. Die Hitze wich einer angenehmen Kühle, und das Salonverdeck belebte sich mit Naturschwärmern und poetisch veranlagten Seelen, die nirgends so auf ihre Rechnung kommen wie auf einer nächtlichen Flußfahrt.

Die sich in behäbiger Breite am bulgarischen Ufer wellenden Hügel verwandeln sich nach und nach in ganz ansehnliche Bergformen, deren grüne Lehnen jedoch der Schmuck durch fleckliche Dörfer, Schlösser, Ruinen und Kapellen entbehren. Meist sind es nur Hutweiden und Gestrüppflächen, seltener bemerkenswertere Wälder, die die Umhüllung des lehmigen Untergrundes bilden. Nur ab und zu ist ein armeliger Weiler, eher noch ein bescheidenes, halb verborgenes Klostergebäude zu erblicken.

Winterhand schweifen unsere Blicke ins Land der Walachen. In der an zwei Kilometer breiten Wasserfläche badet sich noch der letzte Schein des am westlichen Horizont verjagenden Abendhimmels. Die ausgedehnten Auen, zwischen denen das Dämmerlicht die ungezählten Nebenarme noch erkennen läßt, verlieren ihre sattgrüne Färbung und leiden sich in ein düsteres Grau. Da und dort flammte ein Lichtpünktchen auf. Der Schrei irgendeines Sumpfvogels mengt sich in das Konzert von Millionen quackender Froschfamilien. Immer dichter ziehen die Schatten der Nacht heran und weben einen Schleier vor die Landschaft, deren an und für sich nicht anheimelndes Aussehen noch ernster gestaltend. Desto behaglicher aber wird es im Innern des Schiffes, das von zahlreichen elektrischen Lampen erhellt wird. Aus den Fluten taucht die rötliche Scheibe des Vollmondes auf, und bald hemmelt sich Selenens Silberfadel, Land und Wasser zauberhaft zu beleuchten.

Die Dobrudschaberge werden stetig höher, so daß das historisch berühmte Sillixia, welches wir nun erreichen, an recht steilen Hängen hinanklettern muß. Es ist selbstverständlich,

daß sich seine Befestigungen auf der landeinwärts liegenden wellenförmigen Hochfläche befinden, und es ist ganz unbegreiflich, daß die Einnahme der Stadt so rasch bewerkstelligt werden konnte. Trotz der ziemlich späten Nachtstunde herrscht reges Treiben auf dem Landungsplatz, dem damals letzten bulgarischen. Ein hoher geistlicher Würdenträger — eine ehrwürdige Greisengestalt mit wallendem Vollbart — entstieg dem Schiffe und wurde am Strand von zahlreicher Volksmenge erwartet. Aus einem landesüblichen Kaffeehaus erklang monotone tieftraurige Musik, wohl ein Helden- oder Liebeslied — sie klingen am Balkan alle so ziemlich gleich. Die letzten bulgarischen Vaterlandsverteidiger sind ausgestiegen, und unser schwimmendes Heim setzt seine Fahrt fort. Um Mitternacht kommt die größte Donaubrücke in Sicht. Ein gewaltiges Bauwerk. An die vierzig Meter erhebt sich seine Fahrbahn ober dem Donauspiegel, den größten Segelschiffen die Durchfahrt gestattend. Im fahlen Mondlicht erscheint die großartige Brücke noch gewaltiger. In stummer Bewunderung blicken die wenigen Passagiere, die auf dem Verdeck ausgeharrt hatten, zu dem über dem rasch dahingleitenden Schiff scheinbar sich auf uns zu bewegenden Gitterwerk empor. Wird nicht eines Tages ein furchtbarer Donnerschlag die Uferbewohner belehren, daß ein mühevoll ausgeführter Bau — bestimmt, die Menschen einander näherzubringen — binnen einem Augenblick von den Fluten verschlungen wird? Der ungarische Personendampfer „Terenez Jozsef“ liegt dort schon seit Jahren auf dem Grunde, gerammt von einem rumänischen Schiff, das ungeschickt gesteuert worden war. Es soll hier die Bemerkung Raum finden, daß auf der unteren Donau nur Seesignale gebraucht werden. Der Landungsplatz von Cernavoda (zu deutsch: Schwarzwasser) ist elektrisch beleuchtet. Man erkennt, daß hier Hafen- und Eisenbahnanlagen in moderner Art ausgeführt wurden. Ueberhaupt hat Rumänien dafür gesorgt, daß seine sämtlichen Schiffstationen mit langen, soliden Kaiwauern versehen wurden und Eisenbahngleise bis knapp an die Ufer führen, um den Umladeverkehr leicht zu bewerkstelligen.

Die Dobrudscha fällt hier sehr steil in die Donau ab, tritt dann aber nach und nach zurück, um flacheren Ufern Raum zu geben.

Morpheus fordert gebieterisch sein Recht, und in der lustigen Kajüte, eingeschlüfert von den murmelnden und gurgelnden Fluten und vom taktmäßigen Aufschlag des Schiffsrades, zollen wir dem Traumgott den schuldigen Tribut.

Die ersten Strahlen des aufgehenden Tagesgestirnes dringen mahnend in unser Kämmerlein. Rasch ist die Toilette beendet, im frisch gelüfteten Salon lockt bereits der duftende Kaffee. Wir eilen aufs Verdeck hinauf und sind überrascht von dem Anblick, der sich uns darbietet — ein Seehafen.

Der gewisse Wald von Masten, brüllende Sirenen, knarrende Ankertetten, geblöhte Segel — nichts fehlt. Selbst Kriegsschiffe machen sich breit, und zwar nicht nur Flußmonitoren, sondern auch ein russischer Kreuzer, dem es die Wassertiefe gestattete, hier eine Visittarte abzugeben.